

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 266.

Samstag, 13. November.

1915.

(14. Fortsetzung.)

Der Orgel-Anger.

(Nachdruck verboten.)

Roman von Ebela Rüst.

„Das sagt man so! Mein ganzer Besitz liegt hier ziemlich fest, mein Geschäft geht hier von selbst seinen notwendigen ruhigen Gang und — ich bin hier jemand! In Berlin! Ujah — von neuem anfangen? Oder gar aufhören und als Rentier leben? Wer wäre ich in Berlin? Ein Nobody! Ein Herr Soundso mit etwas Geld, ein Mann ohne Palais, vielleicht auch gar ohne Mimosa, ohne Dogcart — nee, nee, wenn ich in Berlin nicht derselbe sein kann, der ich in Fünf-Hügelschen bin, dann bin ich lieber „Derjenige“ in Fünf-Hügelschen. Wer die Welt kennt, wird mir recht geben!“

„Ja, ja, gewiß! Nur ist es doch so ein anderer Horizont, meine ich.“

„Herr Oberst, ich kenne meine Grenzen. Mein Sinn ist lediglich auf das Materielle gerichtet, so etwas ist erblich, und da finde ich auch hier meine Rechnung, zumal ich ja, wenn's mir beliebt, auf Monate hinaus kann! Mein Herr Papa hat mir schon als Junge immer mit dem Zeigefinger vor der Nase herumgefuchelt und mich ermahnt: „Mensch, erkenne deine Grenzen!“

Nach hatte dann entweder meine Fähigkeit für Schlagobene überschätzt oder die fünfzig Pfennig monatliches Taschengeld bereits in der ersten Woche verpöbamentiert. Auch studieren wollte ich mal...! Früher war mir diese väterliche Beschränkung meiner Flügel höchst fatal, aber seit ich so aus dem Vollen wirtschaften kann, bin ich ihm nachträglich doch dankbar dafür! Der Kerl, der seine Grenzen nicht kennt, ist ein Idiot — ob sich's nun um geistige oder materielle Güter handelt! Ein Filou ist so'n Kerl, denn er beschwindelt nicht nur sich, so einer, der seine Grenzen nicht kennt! Geben Sie mir recht, Doktor?“

Es war ein harter, molanter Unterton in dieser Frage.

Herbert bekam einen heißen Kopf. Er schob seinen Teller etwas hastig von sich und ballte die Serviette zum Knäuel, ehe er scharf entgegnete: „Ich fürchte, lieber Trümpe, die weiße anerkannte „Grenze“ macht eine Unterhaltung über solche Dinge zwischen uns unfruchtbar — nichts für ungut —!“

Serbert stand vom Tisch auf und lachte fein, als nähme er die Sache scherzhaft. Aber Trümpe warf ihm einen Blick nach, der ihm vielleicht doch zu denken gegeben hätte.

Er fühlte auch, es wäre unflug, sich mit Trümpe auf den Kriegspfad zu begeben, er konnte ihm geschäftlich viel nützen, und gesellschaftlich war er gar nicht zu umgehen, ohne daß Berlegenheiten daraus erwüchsen. Aber sie hatten sich nie sehr glänzend gestanden, und in letzter Zeit bedeckten sie sich, wo sie beieinander saßen. Nicht etwa, daß Herbert wegen Rene Deubenreiter —! Ach bewahre! Was ging ihn das an, was Frau Deubenreiter trieb oder treiben könnte! Das ganze männliche Fünf-Hügelschen fand ja da allmählich hin, und dazu konnte er sie doch nur beglückwünschen — sie wollte ja doch leben und mußte dem Vater Bins zahlen! Nur

der Trümpe, der hatte so eine besitzergreifende Art! Und er hatte Glück, ein ganz verteuflertes Glück — das wußte die ganze Stadt! Und nur darum — er würde Rene Deubenreiter im Umsehen ins Gerode bringen — es war ja schon so weit!

Er selbst war mit den Herren nur noch zweimal zur Jagd draußen gewesen — er hatte selbst beim besten Willen die Sonntage nicht dazu erübrigen können.

Mit dem Schaufelpferd hatte er natürlich Puttis Meines Herz gewonnen, aber sonst war er im Grunde gesonnen, selbst später ein anderes Jagdrevier zu suchen, um die Waldschenke ernstlich zu meiden. Nicht etwa, weil er sich selbst nicht recht traute! O nein, sicher nicht deshalb! Aber wozu alle Geschichten aufreihren? Das war alles abgetan — sein Lebensweg hatte andere Direktionen genommen, da hieß es vorwärts und nicht rückwärts schauen. — Er ging ins Besesszimmer hinüber und vertiefte sich in auswärtige Zeitungen. Herbert hatte noch nicht lange gelesen, als ihn jemand auf die Schulter tippte. Er fuhr herum.

„Ach, lieber Fährden!“

„Auf ein Wort, Doktor“, sagte der Amtsrichter leise und schob seine Hand in Herberts Arm, um ihn aus dem Sessel zu ziehen.

Die beiden Herren gingen Arm in Arm in eines der entlegeneren kleinen Plauderzimmer, wo sie vorläufig allein waren.

„Also, lieber Sehn, es ist so weit — der ehr- und tugendhafte Bäckermeister Rodstock ist vor einer Stunde sanft entschlafen.“

„Welche Fügung! — Da dem armen Kerl doch nicht zu helfen war!“

„Sie werden sich also bereit finden lassen, Vormund der Kinder und Vermögensverwalter zu werden?“ lächelte der Amtsrichter und bot Herbert eine Zigarette an.

„Ich werde mich bereit finden lassen, jawohl! Sie sind ein famoser Kerl, Fährden — ich hoffe, ich kann mich gelegentlich revanchieren. Also 300 000 Taler — tatsächlich?“

„Tatsächlich!“

„Wie lange wird die ganze Regulierung dauern?“

„Doch an die drei Monate — es ist da noch mit kleinen Legaten zu rechnen: für die Mamsell im Hause, für die Biermamsell bei Schmidt und für die kleine Nähmamsell, die die Rodstock'sche Garderobe jahrelang instand gehalten hat.“

„Also der gute Meister hatte auch den Gang zum —“

„Zu den Mamsellen, die nutzbringend in sein Leben und Witwentum eingriffen, jawohl! Jedenfalls freut es mich, daß ich Ihnen dazu verhelfen kann — die erste Verwaltung ist immer schwer zu kriegen! Zur Wehlen verpöbt sich natürlich schon längst darauf, aber durch mich gelangt der Leisetreter zu nichts mehr! Wo ich mitzureden habe, das gehört fortan Ihnen — Sie sind mein Mann, Sie Wohltäter von Fünf-Hügelschen! Ach, ist das nicht wahrhaftig 'ne Wohltat, hier in den hüß-

schen eigenen Räumen unter sich zu sein? Woll'n wir 'n Stat machen? Ich sehe eben, Wedel ist gekommen, und da ist ja auch Dallwitz — also los, die Skatratten sind vollzählig!"

"Ich bin nun zwar keine Skatratte, aber —"

"Nicht — — —?"

"Nö — wissen Sie, mit Karten in der Hand muß man Ruhe im Leibe haben — ich bekomme immer bald vergnügte Weine dabei!"

"Na, so lange Sie mögen — es findet sich schon mehr als einer, der Sie ablöst — nur zu, einen Anfang gemacht — Sie regen die anderen an. Und wenn die nachher im Zuge sind, sitzen sie bis morgen früh!"

Herbert in seiner glänzenden Raune regte denn auch bald so sehr an, daß ein Skattisch nach dem anderen herangerückt wurde. In den kleinen Salons saß man in größeren Gruppen bei der Zigarre und Skandalierete oder überbot sich in Wizen, die zuweilen solche Nachsalben entfesselten, daß man nebenan vom Stat aufsprang, um auch zu erfahren, was Trümpe ausspachte.

Um Zwölf kam denn doch die schwere Botole — die jüngeren Herren wollten von Aufschub nichts hören, und die älteren gaben sich nun auch keine Blößen. Es wurde tapfer getrunken, und Roden, wie sie nur an Herrenabenden steigen konnten, hoben die Stimmung aufs Äußerste.

Aber nach einer Stunde verabschiedeten die soliden und mildereren Elemente sich, und nur ein Kreis der Jüngsten blieb zurück. Und ehe die meisten zum Nachdenken kamen, was man jetzt nach Mitternacht eigentlich noch mit der unterbrochenen Stimmung beginnen sollte, saß Amtsrichter Fährden am grünen Tisch und lud zum Tumpeln ein, voller Bonhomie, als freue er sich, wie der Scherz wohl wirke.

Einer sah den anderen an, keiner wußte, wie er sich dazu verhalten sollte. Zuletzt erschien auf allen Gesichtern ein verlogenes Lächeln, hinter dem doch schon die Gier stand.

Wedel brach das Eis: „Feiner Gedanke — ich bin dabei!"

Herbert Schren schlug das Herz.

Die Unterredung mit seiner Mutter wurde wieder lebendig in ihm, und unwillkürlich tastete seine Hand nach der Brusttasche, die die fünfhundert Mark beherbergte, die Frau Malwine so freudig hergegeben hatte. — Warum trug er das Geld eigentlich bei sich? Er pflegte doch sonst nicht mit Kapitalien spazieren oder in Gesellschaft zu gehen? — Warum hatte er diese Scheine nicht gleich zu Hause fortgeschossen? Warum hatte er vergessen, daß sie da ruhten? War es ein absichtliches Vergessen gewesen, um sie gegebenenfalls zur Hand zu haben? Hatte er seinen Ahnungen nachgegeben?

Er legte jetzt beide Hände auf den Tisch und beugte sich etwas vornüber, als wollte er seinen Worten dadurch mehr Nachdruck geben.

"Ich denke, meine Herren, wir lassen das — wenigstens für heute — gleich der erste Abend ist vielleicht doch nicht —"

Fährden warf ihm einen lauernden Blick zu: „Sie wenden doch kein Spielverderber sein? Sie sehen, es ist Stimmung dafür — da ist es doch ganz egal, ob das heut der erste oder der letzte Abend ist! Doch wenn es gegen Ihre eventuelle Moral verstößt — Sie sind ja unser Oberhirte — wenn Sie damit ein Verbot durchsetzen wollen, so —"

Herbert wechselte einen scharfen Blick mit dem Amtsrichter, die „Vormundschaft und Vermögensverwaltung" wurde da noch einmal still innerlich angetragen und angenommen. Dann sagte Herbert Schren lachend und sich die Hände reibend, als fröre ihn:

"Nichts steht mir ferner, lieber Fährden, und da niemand auf meiner Seite war, ist ja die Angelegenheit ein für allemal entschieden. Nur eines, denke ich, wollen wir zum Besten unseres Klubs festhalten: gejeht

wird nur, nachdem die älteren Herren das Vokal verlassen haben — es könnte dieses Blut in den Familien machen, und zudem, etwas Heimlichkeit muß beim Jeu sein, sonst gedeiht es nicht! Stimmen Sie mir in diesem Punkte zu?"

"Angenommen!" schrien mehrere der Herren durcheinander, dann stürzten sie sich wie von der Kette gelassene Hunde auf die Karten, legten ihre längst dazu bereiten Gelder auf den Tisch vor sich nieder und ließen die Augen in Erwartung wandern — in zehn Minuten war der „Klub der Gentlemen" in eine Spielhölle verwandelt.

Um Drei verließ Herbert Schren den Klub, sein Kind, dem er das Leben gegeben und das ihn schon am ersten Tage seines Daseins drei blanke, blaue Scheine kostete.

(Fortsetzung folgt.)

22 = Lesefrucht. = 22

So wenig du versäumen sollst, abwechselnd die Einsamkeit zu suchen, so wenig stiehe die Gesellschaft. Du lebst, um unter Menschen zu sein.

Auf Artilleriesvorpösten.

Ein Mitarbeiter sendet uns aus dem Felde die folgende Schilderung: Unterirdisch spielt sich ein gut Teil des neuzeitlichen Krieges ab. Die Schützengräben sind wie lange braune Narben in die Erde eingekerbt, der frische Aufwurf bezeichnet gewissermaßen die Wundränder, flassend in der grünen Fläche der sommerlichen Wiesen. Im Schützengraben hat man sich längst möglichst wohllich eingerichtet. Und während des Sommers ist es beinahe angenehm, kühl und schattig in den Unterständen, wohin die Hitze nicht durchschlägt. Gegen die Grabenränder und den Leeranstich prallen freilich die flimmernden Glutwellen, und heiße, schwüle Luft brütet über dem Graben.

Der Unterstand von uns Artilleristen, wo die Fernsprechkastan stehen, ist ein niedriges, mit vierfachen Schwellen gedecktes Loch, darin man auf den Knien rutschen und zwischen den Tragbalken sich durchwinden muß. Aber mit Kissen und Polstern hat man ein weiches Lager aufgeschichtet. Da liegt man in Stunden der Ruhe, wenn die Infanterieposten hinter den Stahlblenden nach dem Feind spähen übers Drahtrohr, den Wiefengrund, bis jenseits ans Flügchen, wo die französischen Feldbefestigungen zu den unseren nahezu eine Parallele ziehen, — man starrt in dumpfer Schläfrigkeit über den Rand der Blätterverschlagung in den blauen Himmel. Der uns zugeweihte Unteroffizier von der ersten Batterie, ein baumstarker Riese, beobachtet mit unermüdlichem Eifer und steht dabei, das Glas immer vorm Auge, bis beinahe halbes Leibes über der Brüstung. Und nur 500 Meter entfernt, am Nachrand, hat der Feind sich in einer Mühle eingemistet. Aber die paar Schüsse, die von dort herüberknattern, beachtet man kaum mehr, meist gehen sie zu hoch und pfeifen mit scharfem Sing-Sang vorbei. Ein Gefreiter von der Infanterie sagte mir einmal, wie ich neu ins Feld kam: „Man muß immer denken, es sind Bienen, denkt man erst, es sind Augen, dann hat man's auch schon weg!" Ich meine, er hat recht gehabt. Man guckt auch kaum, wenn einem unterwegs zur Postierung auf der mit Eschen gesäumten Straße ein eiserner Gruß um die Ohren fegt.

Gegen Abend ist die lebhafteste Tätigkeit der feindlichen Artillerie, ihr Feuer ist viel heftiger und rascher als das unsere, das nur mit wenigen, gleichsam wohlüberlegten Schlägen dazwischenkracht. Natürlich verpulvern so die Franzosen eine weit größere Menge Munition unnütz. Jüngst gegen Spätnachmittag kamen wieder einige dreifig Schuß kleinen Kalibers, Granaten und Schrapnells, in unmittelbarer Salvensolge knapp vor, über und hinter unserem Unterstand. Und wenn man sich im Augenblick des dumpfen, klatschenden Einschlages — der ganze Vohlenbau kommt ins Zittern — unwillkürlich zusammenduckt, gleich ist der Spatz und die Munkerei wieder da. Jenen Abend haben wir viel über einen jungen Freiwilligen gelaßt, der nach der ersten Salve neugierig herausgekrochen war und mit dem Krachen der zweiten Salve über die Treppentufen, seine eigenen

Meine und die der Telephonisten am Lautsprecher in dem Unterstand kugelte. So starr und sprachlos riß er die Augen auf, daß wir erst meinten, er sei verwundet. Das kleine Kaliber ist eben, wenn auch zur Beschädigung gedeckter Stellungen nicht geeignet, in seiner Art gefährlich durch die plötzliche Wirkung. Abschuß und Einschlag decken sich beinahe, ohne daß man das Heranziehen wahrnimmt, wie bei schweren Geschossen. Und schon sind die Splitter da, die wahrhaft teuflisch reihen, eisenscharf und spitzig wie Messerflingen, die von furchtbarer, verstümmelnder Wirkung sein müssen gegen offene, lebende Ziele. . . . Mit der Dunkelheit werden wir abgelöst, nach 24stündigem Aufenthalt im Schützengraben. Heimwärts geht es unter der rötlichen Sichel des aufgehenden Mondes, zu Seiten der Straße furt der Wind in den Blättern. In der Luft weht und jirpt das leis-geschäftige Rauschen der Nacht. Vereingelt ein Flintenschall. Eine Kugel pfeift. Ein Trupp Infanteristen kreuzt unsern Weg.

Unser Quartier, so lange wir die Artilleriebeobachtung besetzen, ist in einem arg zerstörtem Dorfe, im Kellergewölbe, wohin wir einen Hausrat zusammengetragen haben von Tischen, Krügen, Kochtöpfen und dergleichen, was wir fanden. Auch Infanterie haust unter den Trümmern, eine Kompanie, die nachts auf Feldaufstellung zieht. Der Kirchturm des Dorfes ist von zwei Granatlöchern durchbohrt, voll von Geröll, Schutt und zerfetzten Wollen, der Turmschuh aber ragt noch. Die Mairie steht in den Grundmauern, das Dach ist zerhauen. Unweit davon eine ehemalige Scheinstellung unserer Artillerie, zwischen künstlichem Gestrüpp. Bismarck'sche Gebäude am feindabwärtsgekehrten Ende des Dorfes sind als Küche, Kantine, Kasino eingerichtet. Wo die Fahne mit dem roten Kreuz aus dem Fenster hängt, ist die Arzneiküche des „Kräutermanns“, des den Sanitätsdienst verhebenden Unterarztes. Der unvermeidliche Appellplatz fehlt nicht, zwischen einem Chaos zerrissener Mauern. Das Dorf muß ehemals reich gewesen sein; nun haben es die Bewohner längst verlassen. Sogar ein „Café de Paris“ hatte es gegeben, das stolz seine Inschrift zeigte zwischen klaffenden Sprüngen, hinter der eingestürzten Vorderwand der „Boulangerie“ liegen die Reste des großen Backofens frei, und selbstamerweise hat der Schornstein mit seinen verrosteten Steinen standgehalten. Man unternimmt interessante Rekonstruktionen zwischen den Mauertrümmern, wobei einem spitze Ziegelsteine in die Stiefel schneiden und das Leder rot färben, als wäre es das hier vergossene Blut.

Auf dem Friedhof in der Nähe halten zwei hochstämmige, kaskenförmig gewachsene Buchen Wache als sichtbares Wahrzeichen. In der Kirche, aus deren Hinterwand Mörkel und Steine geschlagen sind, von Granaten zerwühlt wie der Turm, ohne daß die Statuen der Heiligen beschädigt wurden oder der Altar. . . . Da wohnte ich einem Feldgottesdienst bei, Sonntag morgens, unter fernem Kanonendonner aus dem Priesterwalde. Der Geistliche, der zu Pferd kam als ein rechter Kriegermann, sprach von der Josephsgeschichte aus dem Alten Testament, wie Joseph zu seinen Brüdern sagt: „Ihr gedachtet es böse mit mir zu machen, aber Gott gedachte es gut mit mir zu machen.“ Und so unsere Feinde wollten es böse mit uns machen. . . . Während gleichzeitig unser Herz schneller schlug für die Brüder im Osten, die gerade wieder einen großen Russensieg erforschen hatten.

Wenn einem unter Tags im Keller zu eng wird, setzt man sich wohl in die selbsterrichtete Sommerlaube, nimmt irgendein Kriegsbuch vor und liest, oder schreibt in die Heimat. Sicher ist man freilich nie vor unwillkommener Überraschung, wenn die Franzosen Brennzünder in das Dorf schleichen. Plötzlich erdröhnt die Häuserreihe, hart knack und kracht der Einschlag auf die Ziegel, Rauch qualmt beizend, und umher flirren, spritzen Splitter, Steine, Staub. Aber andere Tage schweigt auch das Feuer, man sitzt im Abenddämmer, die Spielkarten gehen von Hand zu Hand und auf den Tisch, im Keller brockelt das Essen in der Pfanne. Kein Geschützdonner stört die Ruhe. Vielleicht pfeifen vereinzelt Gewehrflügel über uns, gezielt auf irgendwen, der über die Höhe geht hinter dem Dorf. Bis es dann dunkel geworden ist und Zeit zur Abklärung. Das Koppel wird umgeschminkt, mit Brotbeutel und Feldflasche, das Gewehr hergenommen und der Badestreifen eingezogen. Marschfertig warten wir auf die anderen, die mitgehen zur Postierung, und trotten dann zum Südende des Dorfes hinaus, mit hallendem Stiefelklappern in der Stille, an einem Kreuz vorbei, daran der Erlöser aus dem Dunkel in marmorner Weiße leuchtet. (Bens. Wln.)

Aus der Kriegszeit.

Lugomir und die Morawa-Romaniti. Der Stoß der verbündeten Heere hat jetzt den fruchtbaren alferbischen Gau Lugomir getroffen, der von dem klüglichen gleiches Namens durchströmt wird, während die Süd- und die Westmorawa sich in Lugomirs nördlichen Fluren zu dem mächtigsten Strome des Königreiches vereinen. Allerhand Festungswerke, zum Teil nur in Ruinen erhalten, erzählen auch hier von wilden Fehdezeiten, wo aller Goldglanz der Poesie den malerischen Schloßturn von Stalatj umweht. Hier ist die Stätte, die das Volkslied vom Tode des Boswoden Prijisda feiert, der als „Enri vojvoda Prijisda“ eine Art Nationalhymne geworden ist und das nach Siegfried Rappers Überlieferung in dem Fluche Sultan Mehmeds (Mohammeds II.) ausklingt: „Schloß von Stalatj, daß dich Gott zerstöre! — Hervorwärts führt ich dreimal tausend Krieger: — Heimwärts führe ich kaum fünfhundert!“ Prijisda hat sich, als das Schloß nicht mehr zu halten war, mit seinem treuen Weibe Jela in die grünen Fluten der Morawa gestürzt, das Volk aber weiß, beziehend genug, hier wie bei allen bedeutenden Unglückstagen der eigenen Vergangenheit von einem Verräter zu erzählen, der durch geheime Minengänge die Feinde einließ und zum Lohn dafür zum „Begier“ des Landes ernannt wurde. Aber wie immer sollte er seines Treubruches nicht froh werden. Aus den Ruinen der Kirchen ringsum ließ er den festen „Todorturm“ errichten und die Burg Stalatj neu mit gewaltigen Mauern umgeben, was ihm den Zorn des mißtrauischen Sultans zuzog. Der rückte mit Heeresmacht vor, neuem vor die Feinde, die er drei Jahre lang vergebens beraunte — dann erst fiel sie mit dem „Begier“ wieder durch Verrat in seine Hände. Und es klingt wie eine ausgleichende Gerechtigkeit der Vollsage, daß unmittelbar darauf dieser letzte Verräter seinen Judaslohn reute und er sich in der Turmruine der zerstörten Schloßkirche erhängte. Weniger romantisch als kriegsgeschichtlich wichtig ist die ebenfalls jüngst eroberte Feste Paracin, ein altes Römerkastell zu dem einstigen großen Konstantinopoler Meerwege. Hier hatte Feldmarschall v. Sedendorff 1737 seine Hauptmagazine sicher untergebracht, als damals die österreichischen Heere gegen Nisch vorrückten, das zu jener Zeit allerdings im Besitz der Türken war. Aberhaupt ist es interessant, wieviel Ähnlichkeiten die strategischen Operationen der österreichischen Armee im Morawatal bei der ersten Besetzung des Landes durch die habsburgischen Feldherren seit 1737 mit den heutigen bei stieg vordringenden verbündeten Armeen aufweisen. Die Krone des Sieges war in beiden Fällen die gewaltige, hart umkämpfte Festung Nisch, die auch jetzt das Verhängnis Serbiens besiegelt.

Die Mode der achtziger Jahre kehrt wieder, das zeigen immer augenfälliger die Neuererscheinungen der Mode. Die schlichte, etwas strenge Einfachheit der Formen zeigt sich ganz besonders an den glattanliegenden Taillen. Ihren einzigen Schmuck bildet eine dicke Reihe Knöpfe und die schwarzartig sauber genähten Knopflöcher, denn diese sind nicht mehr wie bisher nur markiert, sondern wirklich eingeschnitten und unnäht, eine Arbeit, auf die man damals besonders Wert legte. Den tadellosen Sitz der Taillen verbürgen besonders gut sitzende Korsetts, die, ebenfalls dem Charakter dieser Zeit angepaßt, die Hüfte höher heben und in den Seiten die Schweißung der Körperlinie wieder mehr betonen. Kleine angeschnittene oder am Gürtel extra angebrachte glatte Schößchen und eng anliegende, nach unten sich gloddig oder bauchig erweiternde Ärmel vervollständigen diese neue Schöpfung der Mode im vorgeschriebenen Rahmen. Diesem entspricht auch die Wahl der Farben und Zusammenstellung der Stoffe völlig. Gebunter Stoff zum Rock, glatter Stoff zur Taille oder zur enganliegenden, durchgeknöpften, knoppentartig auslaufenden Weste werden vorwiegend zu diesen Modellen verwendet, die, wenn die Röcke nicht zu weit und faltenreich und nicht zu viel Garnitur in Form von Schrägstreifen und Falben tragen, dem Ernst der Jetztzeit sehr ansprechend Rechnung tragen. Allerdings kommt eine gutgewachsene Figur darin zu besonderer Geltung — zugleich eine Mahnung für minder Bevorzugte nach dieser Richtung hin, sie für sich nicht gar zu stark nachzuahmen.



Neues vom Büchermarkt.



Kriegsliteratur: Gedichte, Lieder, Romane, Novellen usw.

* **Artur Landsberger: "Sah."** Der Roman eines Deutsch-Engländer aus dem Jahre 1950. (München und Berlin bei Georg Müller.) Es ist ein schönes Zeichen für die Objektivität des deutschen Denkens, die auch in dieser wild erregten Zeit uns nicht verloren ging, daß ein Buch, wie das von Sombart "Krämer und Selben", das den tiefen Unterschied zwischen deutschem und englischem Fühlen in einer einzigen Formel fassen wollte, so allseitigem Widerspruch begegnete. Wir können und sollen eben bei aller berechtigten Erbitterung und Verachtung doch die Gerechtigkeit eines wissenschaftlichen Verständnisses nicht verlieren. Dem Dichter freilich mag eine andere Auffassung eher gestattet sein, und Landsbergers Sache ist es nie gewesen, die Dinge kühl und ruhig abwägend darzustellen, sein stürmisches Darstellungstalent drängt ihn zu scharfter Kontrastierung, zu grellen Effekten, ja zur Verzerrung der Linien. Hier hat er sich sichtlich bemüht, über die glänzende Satire hinauszukommen und ernsthaft den psychologischen Problemen, die sich aus dem nationalen Gegensatz ergeben, nachzugehen. Sein Held ist von Geburt Engländer, adoptiert von Deutschen, als die englischen Eltern bei einer Spionageaffäre in Belgien umgekommen sind. Er weiß nichts von seiner Herkunft, aber allmählich erwachen ihm die fremden Regungen, sie drohen sich seiner zu bemächtigen, bis er dann zur inneren Läuterung fortgeschritten. Glänzend und interessant ist das geschildert, mit jener ganz Landsbergerischen virtuosen Lebendigkeit, aber daß der Vielseitigkeit der menschlichen Dinge hier oft Gewalt geschieht, fühlt man doch heraus. Eine spannende, aufreizende Lektüre bleibt freilich auch für den im Stillen opponierenden Leser übrig.

* **"Mit Mörsern und Säubigen."** Aufsteige Kriegsbilder von Anno 14/15 von Karl Mathern (Hips im Felde). (Berlin, SW. 11, "Concordia", Deutsche Verlagsanstalt.) Ein harmloser, derb vergnügter Humor durchzieht das Büchlein, dessen Verfasser als Journalist und Schwanhdichter auch im Kriege allerlei lustige Motive zu sammeln verstand. Die amüsanten Wäuerereien werden vielen als Erholung von vielen traurigen Eindrücken willkommen sein, zumal auch in ihnen überall deutsche Tüchtigkeit sich erquidend offenbart.

* **"Beim Landsturm."** Feldbriefe von Johannes Hubel, Pfarrer in Frankfurt a. M., Leutnant der Landwehr. (Gutten-Verlag, G. m. b. H., Berlin, SW. 11.) Den Lesern unseres in Frankfurt und Wiesbaden erscheinenden protestantischen Wochenblattes sind diese Feldbriefe des Frankfurter Theologen schon lieb und wert geworden, hier erscheinen sie im Zusammenhang, einem größeren Leserkreis dargebracht. Das darf man freudig begrüßen, gehören doch diese Skizzen zu den besten und tiefstehenden Betrachtungen unserer ganzen, sicher an wertvollem Material nicht armen Kriegsliteratur. Sein seelsorgerisches Amt hat auch der Soldat beibehalten, er hat in den Seelen der deutschen Krieger geforscht, liebevoll ihrem Innenleben nachgehend, auch hier Trost und Erhebung spendend. Zugleich aber gelang es ihm, in all diesen Einzelerfahrungen den Geist der großen Zeit wesentlich zu erfassen. Ein neues Bändchen dieser Briefe soll bald erscheinen.

* **"Deutsche Reden"** von Karl Theodor v. Seigel. Mit einem Anhang von Aufsätzen und Reden über den Krieg, einem Nachruf von Ivo Striedinger und einem Bildnis von Franz von Renbach. (C. S. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, Oskar Beck, München.) Der Meister der deutschen Geschichtsschreibung, der mit so tiefer Anteilnahme den großen Geschehnissen des deutschen Volkes auch in unseren Tagen nachging, hat das Ende unserer Kämpfe nicht mehr erleben dürfen. Gleich dem in der Gesinnung verwandten, wenn auch in der wissenschaftlichen Richtung weit abweichenden Lamprecht wurde er uns zu früh entzogen. Nun bietet uns seine Witwe als wertvolle Erinnerungsgabe noch einen stattlichen Band seiner Geistesäußerungen, zunächst noch von dem Verewigten selbst durchgesehene Reden und Ansprachen, so über Einheitsstaat und Bundesstaat, die Bedeutung der Münchener Akademie und der Akademien überhaupt, zur Schillerfeier, zum Andenken an die Befreiungskriege, einen Nachruf auf Prinzregent Luitpold, endlich eine Ausführung über Wert und Berechtigung der völkischen Bewegung, die anknüpfend an ein Gespräch mit dem befreundeten österreichischen Historiker von Zwiernitz die deutsch-österreichischen Probleme erörtert und unmittelbar zu den Kriegsaufgaben des Anfangs überleitet. Es sind dies neun Stücke, alle erfüllt von dem großen Geiste der Zeit, dessen tieferes Verständnis sie vermitteln. Die meisten sind in deutschen Zeitschriften schon erschienen und daher wohl bekannt, neu wird den meisten Lesern aber der bedeutungsvolle Aufsatz über die Berechtigung des Volkstriegees sein. Die ganze Sammlung gehört in die Bücherei jedes gebildeten Deutschen als wertvollster Besitz.

* **U. v. Wilamowitz-Moellendorf: "Reden aus der Kriegszeit."** 4. Heft. (Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.) Den bisher erschienenen drei Heften seiner

"Reden aus der Kriegszeit" läßt der berühmte Berliner Universitätslehrer U. v. Wilamowitz-Moellendorf jetzt ein viertes folgen, das seine Rede bei Antritt des Rektorats der Berliner Universität am 15. Oktober und eine am 5. Oktober in der Trinitatiskirche in Charlottenburg gehaltene Rede über "Den zweiten Kriegswinter" enthält. In der ersten Rede spricht der Verfasser von der zukünftigen Gestaltung der geistigen und wissenschaftlichen Beziehungen Deutschlands zu den feindlichen Völkern, in der zweiten von dem inneren Gewinn, mit dem das deutsche Volk aus dem ersten Kriegsjahr in den zweiten Kriegswinter hineingeht.

Romane, Novellen.

* **"Der Geldteufel."** Roman aus der Ephebezeit in den Jahren 1863-1872 von Adolf Ott. (Dresden, Verlag von Karl Reikner.) Der Roman behandelt die Geschichte der berüchtigten Schwindlerin Adele Ephebe, deren wenig lebenswürdigen Züge uns heute wohl noch im Panoptikum einmal entgegengrinsen, die einst in unglaublicher Weise bahrische Bauern und Kleinbürger um ihr Erspartes zu bringen wußte, bis man ihr viel zu spät das Handwerk legte. Von dem Dämonischen dieser mammonistischen Bezauberung ist in dieser geschickten Nachzählung wenig zu verspüren, dafür verraten die Einzelbilder aus dem Münchener Leben den Kenner von Volk und Land.

* **"Das Rosenhaus."** Roman von Fritz Gantner. (Verlag Fr. W. B. Grunow, Leipzig.) Der köstliche Humor und die treffende, spöttische und doch lebenswahre Charakterisierung der Individuen in allen ihren Sonderlichkeiten helfen dem Leser über manche Längen des Buches hinweg und söhnen ihn sogar mit der allzu behaglichen Erzählungsart des Verfassers aus. Die Handlung dagegen, soweit von einer solchen, in diesem fast nur auf Schilderung gestellten Roman die Rede sein kann, hält sich nicht auf der Höhe. Einige Stellen, wie das Einschleichen des falschen Erben, seine Entlarbung, und die Entdeckung des richtigen Erben passen mehr in einen schlechten Detektiv-Roman als in dieses Buch. Am banalsten wirkt aber der Schluß. Zur Vollständigkeit fehlen nur noch zwei Klammern, vom Amorfeil durchbohrte Herzen, welche die Worte befrängen: Und Friede auf Erden! In alle Ewigkeit! Amen!

* **Prinzessin der Ling: "Zwei Jahre am Hofe von Peking."** (Deutsch von E. Sehne.) (Dresden und Leipzig, Verlag von Heinrich Minde.) Eine europäisch erzogene, chinesische Hofdame, deren Vater einer der fortschrittlichsten Beamten seiner Zeit war, erzählt von den Sitten und Gebräuchen am Hofe von Peking. Im Mittelpunkt des an interessanten Einzelheiten reichen Buches steht die bedeutende Kaiserin Tsi-hi, die, hochgeehrt, lange Jahre die Geschichte Chinas leitete. In einer Zeit, da, trotz des europäischen Schlachten donnerns, zuweilen Kunde zu uns dringt von neuen Umwälzungen in der Staatsform des erwachenden Ostreiches, dürfte das vorliegende Buch manches zum Verständnisse Chinas beitragen. H. G.

Musikgeschichte, Musik.

= **"Weihnacht."** Dichtung von Elise Bromm; für Frauen-Verein oder -Chor mit Begleitung des Streichquartetts komponiert von Paul Schick. Op. 3. (Verlag von Rich. Doppe in Breslau.) Ein melodisches, stimmungsvolles Werkchen, das im Gesangslichen — es ist auch ohne Begleitung ausführbar — sofort den erfahrenen Chorleiter erkennen läßt: da singt und klingt alles natürlich und wirksam. Zu Weihnachts-Aufführungen in Kirche und Konzert, Schule und Haus sehr zu empfehlen. O. D.

Allerlei.

* **"Die panamerikanische Bewegung."** Von Dr. Hans Behberg. (Staatsbürger-Bibliothek, Heft 48.) (M. Glöckner, Volksvereins-Verlag, G. m. b. H.) Die für Ende 1914 nach Santiago de Chile einberufene fünfte panamerikanische Konferenz lenkt die Aufmerksamkeit auf jene interessanten Staatenverfassungen, deren Bedeutung man wohl in Europa noch nicht hinreichend erkannt hat. Um so dankbarer ist es zu begrüßen, daß der als Herausgeber der Zeitschrift für Völkerrecht bekannt gewordene Düsseldorf Professor Dr. Behberg in der vorliegenden Schrift ein klares Bild von der Bedeutung und den Ergebnissen dieser Konferenzen entwirft.

* **"Fünf Jahrhunderte Hohenzollernherrschaft in Brandenburg-Preußen"** von D. Bernhard Rogge, Hofprediger a. D., Berlin. (Verlag von Schneider Baetel, Dr. Georg Baetel.) Eine Festschrift zum Hohenzollern-Jubiläum, deren Verfasser uns ehrenwürdig ist als noch lebender Zeuge größter Ereignisse. Der Inhalt ist zum Teil Rogges bekanntem populären Werke "Vom Kurfürst zum Kaisertrone" entnommen und soll ebenfalls so allgemeiner Belehrung dienen. Die Schrift wird diesen Zweck wohl erfüllen, wenn ihr auch die Verbindung mit den Ergebnissen neuerer Forschung fehlt.